

# FMD IMPULSE

Impulse des Freundeskreises Missionarische Dienste

## INDIEN hautnah

Teil 3

Bhoomi ponduga - vor dem Regen | wandanalü | Hungerlohn | mitreißend | Rajkumar, ein Inder fremd im eigenen Land  
Mittagspause im Monsun | am Brunnen | rein oder sauber



# INDIEN hautnah

## Impressionen aus Indien Teil 3



Von Hermann Brünjes

Diakon Haus kirchlicher Dienste  
Missionarische Dienste, Hanstedt I



■ Nun erscheint also schon die dritte Online-Sonderausgabe der FMD-impulse. Zunächst sollte INDIEN hautnah monatlich erscheinen. Doch warum warten? Das Material ist da und die Zeit es aufzubereiten im Moment ebenfalls. Also geht es gleich weiter.

Indien ohne Tempeltourismus, Ajuveda und Yogakurse. Indien auch ohne Strandidylle unter Kokospalmen, ohne verstümmelte Bettler, die Paläste aus tausend und einer Nacht, Elefanten und Tiger in Nationalparks, Bollywood und der boomenden Wirtschaft mit Wachstumsraten von acht Prozent. Indien eben anders. Seit 25 Jahren begleiten wir als Freundeskreis Missionarische Dienste (FMD) in Zusammenarbeit mit dem Evangelisch lutherischen Missionswerk (ELM) die GSELC, die Ev.- Luth. Kirche des barmherzigen Samariters (jetzt mit neuem Namen: des guten Hirten) im südindischen Bundesstaat Andhra Pradesh. Indien hautnah, könnte man sagen. Indien zum Anfassen.

Die Artikel sind vor allem während einer sommerlichen Reise nach Indien entstanden und verarbeiten neue und aktuelle Eindrücke. Viele der Texte sind „life“ geschrieben und sozusagen direkt vom Auge in den PC gewandert. Sie können diese Seiten als PDF-Datei von der FMD-Homepage herunterladen. Und wer weiß, vielleicht interessiert sich ja auch einmal ein Verlag dafür ...

Sollten Sie mehr über Indien und die Partnerkirche wissen wollen, durchforsten Sie bitte unsere Homepage. Sie finden ausführliche Infos über die Kirche und ihre Geschichte, Aktuelle Entwicklungen, das Polavaram Staudammprojekt, die Bildungs-

programme und viele Hintergründe. Auf der letzten Seite dieser Sonderausgabe erhalten Sie weitere Hinweise auf Angebote des FMD.

Die hier abgedruckten Artikel sollen zwar auch informieren, Ihnen jedoch vor allem viel Freude bereiten, Sie an selbst Erlebtes erinnern und erstmals oder wieder neu Lust auf Indien machen.

Viel Spaß beim Lesen, Ihr

- 2 Vorwort
- 3 bhoomi ponduga
- 4 wandanalu
- 5 Hungerlohn
- 6 mitreißend
- 7 Rajkumar -  
ein Inder fremd im eigenen Land
- 8 Mittagspause im Monsun
- 10 Am Brunnen
- 11 rein oder sauber?

# bhoomi ponduga

## vor dem Regen



In der schlichten, hellgrün gestrichenen Kirche haben sich etwa sechzig Gemeindeglieder eingefunden, um mich zu begrüßen. Vor dem Regen. Kaum sind die ersten Lieder verklungen, fallen einige dicke Tropfen. Die Kokospalmen glänzen im Abendlicht. Der rote Boden bekommt dunkle Flecken. Ein riesiger Berg von Feuerholz färbt sich langsam schwarz. Ich bitte die am Boden sitzenden Leute, einen Moment still zu sein. „Hört ihr die Regentropfen? Sie sind eine Botschaft vom Vater im Himmel. Jeder Tropfen ist eine Predigt seiner Liebe.“ Es beginnt zu prasseln. Erste Pfützen bilden sich am Boden. Dann schüttet es. Vom Kirchendach herab stürzt ein Wasserfall. Dach, Blätter und Boden werden zum Resonanzkörper für die Predigt des Himmels. „Nun reicht es aber!“ flüstert mir nach einiger Zeit einer meiner Begleiter zu, „Diese Predigt von oben könnte auch etwas kürzer sein.“ Ich muss lachen. Gut verstanden! Und ich weiß inzwischen, wie wichtig der Regen für diese Leute ist. Während wir in Europa uns vor allem über Sonne freuen, tanzt man hier im Regen und jubelt über das Wasser vom Himmel. Was diese Monate an Feuchtigkeit bringen, muss für das ganze Jahr reichen. Viele Felder sind zur Aussaat vorbereitet. Jetzt feiern

die Koya-Adivasi Bhoomi Ponduga, das Fest vor der Aussaat. Weiter hinten brennt ein großes Feuer. Frauen tanzen im Regen und erwarten ihre Männer zurück von der Jagd. Die bunten Saris, meist aus billigem Baumwollgemisch und von vielen Wäschen ausgebleicht und eingerissen, kleben an Armen und Beinen. Symbolisch wurde am Morgen das Saatgut in die Erde gelegt, zusammen mit geweihten Knochen. Nun soll bald gefeiert werden. Ein gutes Essen wird vorbereitet. Wie jenes, das uns vorgesetzt wird. Reis, Hühnchencurry, Fisch, Gemüse. Auf den selbst gebrannten Alkohol, der nach der Jagd in Strömen fließt, verzichten die Christen. Andere Bräuche machen sie gerne mit. Während die Männer mit Pfeil und Bogen unterwegs sind, sperren die Frauen in Gruppen die Straße. Sie singen und lachen, kassieren Geld von den Passanten und lassen auch uns erst weiter, als ihnen unser Beitrag zu ihrem Fest ausreichend erscheint.

Der Boden ist weich. Dicker roter Schlamm klebt an den Sandalen. Frösche verschiedener Größe sind von Lehmbrocken und Steinen kaum zu unterscheiden, solange sie nicht hüpfen. Einige Regenschirme gehen vorbei. Barfuss im Regen.

In diesem Jahr kommt der Regen früher als sonst. Es war sehr, sehr heiß. Dann Gewitter. Der Sriramagiri, ein heiliger Berg direkt an der Godavari, ist von Wolken umhüllt als wir uns auf den Weg in die ersten Stammesdörfer machen. An seinem spitzen Gipfel hängt ein heller, weißer Schweif. Als ob der Berg raucht. Auch im Westen ist es schwarz über den Bergen. Riesige Wolkenfelder ziehen durch. Es ist warm und feucht. Das Hemd klebt am Leib. Nasse Kleidung trocknet so gut wie gar nicht. Meine Sandalen werde ich nach der Reise wegwerfen müssen.





# wandanalu

Wer so begrüßt wird, kommt gerne wieder!

■ Unser Jeep stoppt irgendwo an der staubigen Straße. Als wir die Tür öffnen, merken wir, was eine Klimaanlage wert ist. Heiße Luft schlägt uns entgegen. Jetzt erst begreife ich, warum die Scheiben von außen beschlagen waren. Wie bei uns im Winter, nur andersrum: Drinnen kühle 26°C und draußen heiße 38°C mit hoher Luftfeuchtigkeit. Willkommen in Indien! Wer sein Kunstklima nicht verlässt, kommt nie an. Indien hautnah nur dann, wenn das Hemd am Leib klebt.

Wir kommen an. In Ashawapaka, einem winzigen Dorf, etwa fünfzehn Kilometer südlich vom Fluss. Die Hütte dort hinten, die mit dem Schild, ist eine Kirche. Wie so oft. Irgendwer hat uns gesehen, bevor wir kommen und Alarm geschlagen. Sofort strömen Leute aus der Hüttenkirche, junge und alte, Frauen und Männer. Sie haben schon auf uns gewartet und sich die Zeit mit Singen und Beten vertrieben. Und nun ist ihr „Auftritt“ gekommen. Stürmisch werden wir begrüßt.

Wo all die Girlanden herkommen, ist mir manchmal ein Rätsel. Tagetis, Jasmin und viele, mir fremde Blumen wurden zu wunderschönen und unglaublich intensiv duftenden Girlanden zusammengebunden. In den Städten leben von der Produktion solcher Willkommenszeichen ganze Volksgruppen. Doch diese hier sind nicht gekauft, sie sind selbst gemacht, liebevoll und mit großem Zeitaufwand. Ein Mädchen in weißem Pundjabi, also noch nicht verheiratet, strahlt mich an und reicht mir einen kleinen Blumenstrauß, ebenfalls liebevoll gebunden, mit knallroter Blüte in grünem Blatt. „Wandanalu“, immer mehr Hände strecken sich mir entgegen.

Hier ist es eine kleine Gemeinde. Bei großen Empfängen, wenn hunderte auf uns warten, werden wir Gäste geradezu bestürmt und die Girlanden rauben uns manchmal den Atem.

In den Kinderheimen werden uns von den Kindern außerdem Begrüßungslieder gesungen und dabei werden wir mit Blüten beworfen. Manchmal ziehen wir nach der Begrüßung in einem großen Pulk von Menschen und begleitet mit Gesang und Trommeln durch das Dorf und werden an der Kirche ein zweites Mal begrüßt.

Hier in Ashawapaka ist der Weg von der Straße zur Kirche nur kurz. Ein Mann mit richtigen Arbeiterhänden reicht mir eine große Dolde mit vielen roten Blüten. „Flame of the Forest“, dieser wunderschöne Baum blüht gerade. Eine Frau in gelbem Sari kommt von irgendwo aus dem Dorf angerannt. Nur nicht zu spät kommen! Auch sie legt mir eine Girlande um.

Neben der Kirche am Zaun hängt ein Willkommensschild. Namen sind hier wirklich wichtig! „Welcome brother Herman“. Dieses Mal enthält der Text kaum Fehler, außer dem fehlenden „n“. Oft musste ich schon lachen: Härman Bruntschis, Tintatis (statt Pintatis), Germoney (ein Freudscher Versprecher?). Was die Künstler da alles so produzieren, um uns zu ehren, ist oft eine richtige Augenweide.

Und dann werden Füße gewaschen. Ein Eimer mit Wasser und eine hölzerne Fußbank stehen schon bereit. Ich streife meine Sandalen ab und stelle mich auf den Minipodest. Zwischenzeitlich auf einem Bein steht es sich recht unsicher. Ein junger Mann reicht mir die Hand und stützt mich ab. Wie angenehm! Kühles, klares Wasser schüttet eine Frau mir über die Füße. Zusammen mit dem Evangelisten der Gemeinde wäscht sie meine Füße. Dann ein wenig trocken reiben mit einem alten Handtuch – und nun der Nächste bitte!

Die Bedeutung dieses Brauches mitten in Indien ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Füße waschen, einander berühren. Wo sonst

gibt es das in Indien? In einer von Kastenregeln bestimmten Gesellschaft ist ganz genau festgelegt, wer wen berühren darf und wer „untouchable“ ist, unberührbar. Vor allem die Füße gelten als unrein. Na ja, sie sind es ja auch, aber eben nicht im kultischen Sinn. Der Hindu stellt sich seine Wertordnung wie einen Körper vor: Ganz oben die Brahmanen als Kopf, dann die Krieger und Beamten als Schultern, dann die Kaufleute als Bauch und Brust, dann die Handwerker als Beine und ganz unten die Kulis, Schuster, Kuhhirten und andere niedrige Kasten als Füße. Der Staub darunter, das sind die „parias“, die Unberührbaren, von Mahatma Gandhi in „harajans“, Kinder Gottes, umbenannt.

Und nun werden hier den Gästen symbolisch Füße gewaschen. „Herzlich willkommen! Egal, wer Du bist und was Du bist!“ Der gleiche Brauch wird in der Regel auch vor der Abendmahlsfeier praktiziert: Jede und jeder wäscht jedem die Füße vor der Kirche. In Indien eine Revolution! Für Christen ein Akt des Glaubens.

„No casts in Christ!“, wenn auch der Gründer der GSELC sich oft selbst nicht daran gehalten hat, hier, auf Gemeindeebene, hat sich das Evangelium durchgesetzt.

Und wieder: „Wandanalu!“ Wir werden in die Kirche hinein geleitet. Die Blumenkränze nehme ich vom Hals, hänge sie an den Altar unter das Kreuz. Er soll geehrt werden, nicht ich! Manchmal nehme ich auch einzelne Kränze und gebe sie den Mädchen zum Schmuck für ihre Haare. Es sieht einfach hinreißend aus, wenn die hellen Blumen in den zu langen Zöpfen gebundenen schwarzen Haaren stecken. Doch Vorsicht, auch bei einem Verlobungsantrag spielen Blumenkränze eine wichtige Rolle! Welch ein Empfang!



Ich muss an ein Video denken, das mir jemand aus der Polavaram-Opportunität gezeigt hat. Da kommt ein Beamter der Regierung in ein Dorf. Der Jeep fährt vor. Er steigt aus. Und dann stürmt eine wütende Menge auf ihn ein. Schreie, Fäuste in der Luft, Tumult. Keine einzige Blume und schon gar kein Lächeln. Mehr als zehn Minuten versucht sich der Staatsdiener Gehör zu verschaffen. Er will die Leute über das Staudammprojekt informieren. Aber niemand will irgendetwas hören. Alle schreien durcheinander und seine Leute haben Mühe, ihren Chef vor Tätigkeiten zu beschützen. Also steigt der wieder in sein Auto und fährt davon ohne auch nur das Dorf betreten zu haben. Die Dorfbewohner jubeln. Den sind sie los!

Welch ein Unterschied zu unserem Empfang! Nicht nur wegen der Blumen. Strahlende Augen, lachende Gesichter, fast zärtliche Berührungen, die Bitte um Gebet und Segen, aufmerksames Zuhören bei unseren Grüßen und biblischen Auslegungen und einige kennen sogar noch meinen Namen. Ja, sie freuen sich. Sie wissen, dass wir Brüder und Schwestern sind. Sie lieben uns. Als wir weiterfahren, sind uns viele der Gesichter, die ganz nah ans Fenster des Autos kommen, beinahe vertraut. „Wandanalu“. Es scheint, der Abschied fällt ihnen schwer. Und wären wir begrüßt worden, wie jener Beamte, ich käme nie wieder. So aber werde ich wiederkommen und lieber in brütender Hitze und mit auf der Haut klebendem Hemd jenes „welcome“ erleben als wohltemperiert am wirklichen Indien vorbeizubrausen.



## Hungerlohn

### irgendwo auf einer Baustelle

Die Kulifrauen draußen, es sind fünf oder sechs, lassen sich deutlich Zeit bei ihrer Arbeit. Rote Ziegel werden auf die Schalen gelegt. Mehrfach fällt der Stapel um. Ein Mädchen ist dabei, das offensichtlich noch angelehrt wird. Die Frauen klönen. Eine füllt einen Sack mit Kies, eine andere kommt mit einem leeren Sack zurück. Auf der anderen Seite der zu einer hohen Miete aufgestapelten Steine stehen drei Männer. Sie haben zwei Stapel Steine so aufgeschichtet, dass die oben drauf gestellte Schale fast Schulterhöhe bekommt und somit leichter auf den Kopf zu hieven ist. Nun helfen sich die Frauen gegenseitig, die mit 12 bis 16 Steinen beladenen Schalen auf den Kopf zu heben.

Die letzte der Drei, offenbar die Erfahrenste, nutzt einen schulterhohen Steinapfel und bringt ihre Schale ohne fremde Hilfe auf den Kopf. Und dann nimmt sie weitere Steine und legt sie oben drauf. Am Ende sind es 18 Steine, die sie auf die Baustelle schleppt. Es dauert, bis die Frauen wieder kommen. Vielleicht müssen sie ganz nach oben, in den vierten Stock, vielleicht klönen sie auch wieder, nachdem sie ihre Last abgesetzt haben. Die Männer jedenfalls haben bis jetzt noch gar nichts getan, außer mal einen Stein aufzustapeln, zu klönen und jetzt dazusitzen und zu diskutieren. Die Frau mit dem Kind ist auch wieder dabei. Ich habe sie gestern schon beobachtet, vom Hotelfenster aus. Irgendwie scheint man sich hier zu arrangieren, wenn die Frauen nicht wissen, wohin mit den Kindern. Jetzt kümmert sie sich erst einmal um den Jungen. Eine der Frauen mit dem Sack sitzt erneut vor dem Kieshaufen. Die Bewegungen sind langsam, nichts passiert mit Hektik. Ein silbergrauer Van ist

vorgefahren, die Baustellenleitung. Trotzdem arbeitet niemand schneller. Stunden später. Alle sind noch bei der Arbeit. Auch die jungen Männer klönen jetzt nicht mehr. Sie schichten die Steine auf, damit die Frauen sie schleppen können. Von dreien arbeitet zur Zeit einer. Die anderen stehen, auf die Stapel gestützt und sinnieren vor sich hin. Falsch, jetzt haben auch zwei der Männer Schalen auf dem Kopf und gehen in die Baustelle. Jeder der Kulis verdient so um die zwei Euro am Tag, die Frauen etwas weniger. Ob ich mich schämen soll? Für das, was mein Hotelzimmer für eine Nacht kostet, müssen diese Leute mehr als einen Monat lang arbeiten. Feierabend. Der riesige Steinapfel ist halb abgetragen – im wahrsten Sinne des Wortes. In der Stadt begegnet mir ein offener Kleinlaster. Dicht gedrängt stehen vor allem Frauen auf der Ladefläche. Sie kommen von einer Baustelle wie dieser. Werksverkehr zurück in die Slums am Stadtrand.

# mitreißend

## Ratama und die Seele der Koyas

Immer mehr der Jugendlichen reihen sich ein. „Rerela, rerelarerela!“ Gelobet sei der Herr, Schöpfer allen Lebens. Wie Konfirmanden in Deutschland Laudato Si schmettern, so überzeugend kommt das Rerela dieser jungen Leute nicht nur durch die riesigen Lautsprecher, sondern auch auf die Tanzfläche.

Mitreißend.

Niemand, der nicht rhythmisch mitklatscht. Die jungen Frauen graziös und temperamentvoll in bunten Saris oder Pundjabi. Die Männer geschmeidig und mit zackigen Bewegungen. Beide zusammen, manchmal auch Arm in Arm. Was für Hindus nicht denkbar wäre, wird bei den Adivasis ohne Anstoß praktiziert: Männer und Frauen leben gleichberechtigt miteinander, beim Tanzen der alten Stammesweisen auch mit Körperkontakt.

Dann tanzt Rathama. Sie trägt einen roten Sari mit Goldborte und hat die langen schwarzen Haare mit einer Spange hochgesteckt. An den Füßen klingen silberne Kettchen. Barfuß gleitet Ratama über den glatten Beton des Tanzbodens, der eigentlich ein Kirchenboden ist. Doch „Kirche“, das ist hier Lebensraum zum Beten, Arbeiten und Tanzen zugleich. Ein trockener Ort während des Gewitters gerade eben, zu Beginn des Monsuns. Und ein kühler Ort, wenn die Hitze jedes Leben zu erdrücken sucht. In dieser Kirche wird gelebt. Und wie!

Immer schneller werden die Rhythmen. Die Trommeln schlagen den Takt, ein Sänger heizt über das Mikrophon ein. So werden auch Hase und Igel (oder besser Kobra und Tiger) beschallt, aber auch jene Nachbarn im Dschungeldorf Arukuru, die unterhalb der festen Steinkirche im Tal der Sabari leben.



Rathama und ein junger Mann tanzen immer schneller. Die Trommeln sind nicht zu bremsen. Um sie herum sitzen und stehen junge Leute einer Jugendleiterschulung. Dieser Abend gehört mit zum „Kulturprogramm“ der Tagung. Wie jener gestern. Die Delegierten aus den Gemeinden führen vor, was sie in ihrer Gemeindegarbeit praktizieren. Tänze, Lieder, Sketsche, Kommödiantisches. Die Zuschauer werden immer wieder selbst zu Akteuren, vor allem bei den Stammestänzen. Diese Schritte sind einfach, aber eindringlich. Sie reißen mit, sie ziehen die Emotionen und Sympathien zu den Tanzenden. Die Christen haben die Musik der Koyas adoptiert und nur die Texte gegen christliche ausgetauscht. So leistet die Kirche einen Beitrag zur Bewahrung der Stammeskultur. Ich bin umgeben von leuchtenden Augen in strahlenden Gesichtern mit blitzenden weißen Zähnen. Freude pur. Viele der Familien dieser Jugendlichen haben inzwischen einen Fernseher. Der „Fortschritt“ hat manchmal selbst vor ärmsten Hütten nicht Halt gemacht. Frühzeit der Menschheit und Neuzeit treffen ungebremst aufeinander, müssen von Einzelnen, von Familien und den Dorfgemeinschaften miteinander verbunden werden. Das gelingt nicht immer. Hier, in der Musik, klappt es bis jetzt. Diese jungen Leute lieben ihre alten Lieder und Tänze, auch wenn einige von ihnen inzwischen Jeans und T-Shirt tragen. Rerela. Die Stimmung kocht nun geradezu. Immer schneller, immer lauter. Vor allem Letzteres scheint unvermeidbar. Laut, rhythmisch, strahlende Gesichter, schnelle Texte mit viel Gotteslob und dazu viele junge und hübsche Mädchen. Wen wundert's da, dass immer mehr auf die Tanzfläche wollen.

Ein Spruch geht um: „Sie singen, sie tanzen, sie leben. Wenn sie nicht singen und tanzen, sind sie tot.“ Das ist mehr als ein charakterisierender Spruch. Was, wenn diesen Menschen ihre Heimat genommen wird? Was, wenn sie ihre alten Stammestraktionen verlieren und am Ende noch Sprache und Tänze? Was, wenn sie eingebürgert werden in die indische Neuzeit? Polavaram - wenn die Koyas und Ratama wegen des Staudammes umsiedeln müssen, wird dann das alles verloren gehen? Werden die Büffeltänzer zu bloßen Touristenattraktion verkommen? Und Ratama für Geld tanzen? Eher werden sie sterben.





# Rajkumar

Ein Inder, fremd im eigenen Land

Er ist 35 Jahre alt. Zuerst traf ich ihn beim Kaffee im komfortablen Haus meines Freundes Philip in Kovoor, am Delta der Godavari. Wieso ausgerechnet er? Ich wusste es auch nicht. Ein anderer Pastor hatte abgesehen und uns Rajkumar als „Ersatz“ empfohlen. Weil er schon mal mit Jugendlichen gearbeitet hatte und auch in einer internationalen Organisation. Rajkumar hat eine eigene kleine Gemeinde in Rajamundhri gegründet, eine von über 120 freien Gemeinden, zugeschnitten auf ihre Gründergestalten. Und nun saß er vor mir: Dunkles Hemd, Bügelfaltenhose, Lederschuhe, Socken, Handy, Sonnenbrille. Ein attraktiver, moderner Inder mit ausdrucksstarkem Gesicht, dunklen Augen, schwarzem, vollen Haar. Wie aus einem Bollywoodstreifen. Mir diesen Mann im Dschungeldorf Arukuru vorzustellen fiel mir schwer. Doch was soll's, ich wollte das Jugendleitertraining nicht allein bestreiten und den Delegierten nicht zumuten, ständig nur übersetzte Referate zu hören. Also mal sehen, was wird.

Aus einem der Nobelzentren Rajamundhri holten wir Rajkumar ab. Nun trug er ein sportliches T-Shirt, legere Hose, weiterhin seine Lederschuhe und die Sonnenbrille im Haar. In der Hand eine Sporttasche. Wie ein Kricketspieler auf Tourneertournee. Nur dies war kein Sportausflug.

Dies war ein ganz normaler Dienst im Stammesgebiet. Als wir über die Bergstraße durch eine unberührte, wunderschöne Landschaft fuhren, schien sich Rajkumar noch wie auf einem Ausflug zu fühlen. Dort oben in den Bergen gibt es ja auch wunderbare Picknickplätze. Und den klimatisierten Jeep für einige Fotos und Ausblicke zu verlassen ist wenig mühsam. Begeistert schoss Rajkumar Fotos mit seiner digitalen Sony, mehrmals bat er um ein Foto mit sich selbst darauf. In unbekannter Gegend. Solche Nadelbäume hatte er noch nie gesehen. Als ich erzählte,

dass die auch bei uns in Deutschland wachsen, machte er gleich noch ein weiteres Foto. Seine Canon IXCUS, sagte er, hätte er sicherheitshalber zuhause gelassen und wollte sie schonen.

Und dann kamen wir über die Sabari, jenen Nebenfluss des Godavari, der bis hoch in die nördlichen Berge reicht und der sich wie eine Lebensader durch das große Stammesgebiet der Koyas zieht.

Immer noch wurde Bhoomi Ponduga gefeiert, jenes Stammesfest zu Beginn der Regenzeit, wo Frauen die Straße sperren und um Spenden bitten und Männer zur Jagd gehen. Das mit den Frauen und den Straßensperren schien Rajkumar bekannt zu sein. Immer wieder sperrt jemand die Straße und verlangt Geld für die Weiterfahrt, ob nun Feiernde, Tempelbauer oder Soldaten, die mit der MP unterm Arm für Kashmiropfer sammeln. Aber dass da plötzlich Männer mit Pfeil und Bogen an der Straße stehen, offenbar auf dem Weg in die Wälder, damit hatte Rajkumar wohl nicht gerechnet.

„Gibt es dort oben in den Bergen denn etwa noch Stammesdörfer?“ fragte er erstaunt. „Ja, und Du bist schon mittendrin im Stammesgebiet.“ Unsere Antwort schien ihn zu überraschen.

Dann stiegen wir aus und waren angekommen. Zivilisation good bye. Rajkumar, welcome in der GSEL. Wenn er es nicht dem gemalten Schild entnommen hatte, so doch sicher der Szenerie in der er sich plötzlich wieder fand. Es war brütend heiß und schwül. Unter einer Tamarinde suchten wir Schatten, ein wenig Abkühlung. Rajkumar hatte sich die Sonnenbrille aufgesetzt. Seine Augen waren unter dunklem Glas nicht zu sehen. „Wegen der Fliegen!“ sagte er. Überhaupt, die Fliegen hatten es offenbar auf ihn abgesehen, denn ständig betonte er deren Lästigkeit. Er spielte mit seinem Edelhandy

herum. Kein Netz, abgeschnitten von jeder Kommunikation.

Rajkumar schien langsam zu begreifen, wo er war. In einem ihm unbekanntem Indien. Zu Gast im eigenen Land. Irgendwann verschwand er. „Er ist auf dem Markt!“ sagte jemand, „kauft Honig.“ Tatsächlich, unser städtischer Freund nutzte die Gelegenheit, ein einheimisches Souvenir mitzubringen.

„Wo ist denn die Toilette?“ fragte er mich und hatte es merklich eilig. Ich wies ihm den Weg gegenüber der Straße in die Büsche. Er musste seine Brille abnehmen und sah mich erstaunt an. „Und da geht Ihr Deutschen auch hin?!“ Das schien ihn zu schocken. Wo wir Deutschen doch zu jener Zivilisation gehörten, die auch er meinte, längst erreicht zu haben. Und nun zurück zur Natur? Das fiel ihm offenbar schwer. In der Nacht hatte er kaum geschlafen. „Sonst schlafe ich tief und fest!“ sagte er mir. Aber nun ein Gewitter, dann das knorrig Bett, fremde Laute, fehlendes Hupen und Straßenlärm und natürlich „the flies“ inklusive Schwärme von Moskitos! Komisch, dass letztere nie bei mir aufgetaucht sind. Rajkumar, ein Fremder in diesem Indien.





Er gab sich wirklich alle Mühe, in diesem anderen Indien Fuß zu fassen. Auf Socken predigte er in der Kirche, die Lederschuhe blieben draußen. Zwischen den einheimischen Delegierten der Gemeinden wirkte Rajkumar wie ein Besucher von einem anderen Stern. Weltgewand, schon in Neuseeland gewesen und perfekt englisch sprechend, trennten ihn Welten von seinen Geschwistern aus der Stammeskirche. Doch in seiner Predigt erreichte er seine Hörerinnen und Hörer. Und immer mehr taute er auf. „Halleluja!“ Er merkte kaum, dass er aufnahm, was ihm diese so offenen Menschen gaben. Gleichzeitig vergaß er gelegentlich, dass hier niemand englisch spricht und predigte englische Merksätze. Aber er kam an. Und begeisterte sich, fast wie wir.

Am Abend wurde getanzt. Die Jugendlichen begeisterten sich an den alten Stammesrhythmen. „Rerela!“ Trommeln und Tänze mit Texten, die begeistert vom Glauben singen. Eine Kirche voller Leben. Und

hübschen Mädchen in bunten Kleidern, ausgelassenen Jungen und fremden Gästen aus Deutschland, die sich in die Tänze hineinbegeben. Jener Abend muss es gewesen sein, der Rajkumar veränderte. Als ob er plötzlich seine Wurzeln wieder entdecken würde. Aufgeregt machte er Fotos und Videos, selbst im Takt die Füße bewegend. Dann sollte ich ihn filmen, inmitten der fröhlichen Tanzgruppe. Rajkumar war angekommen.

Als er abreiste, bedankte er sich für die neue Erfahrung. „Ich habe dieses Indien nie gekannt,“ sagte er, „Ich habe von meinen Stadtchristen nie solche Aufmerksamkeit erfahren und sie haben längst vergessen, vom Wort Gottes Großes zu erwarten. Diese Menschen hier sind anders.“

Ich bin sicher, Rajkumar wird diese zwei Tage niemals vergessen.

## auf dem highway zwischen Chennai und Bangalore

Die Straße hat je Richtung zwei, manchmal auch drei Spuren. Außerdem gibt es gelegentlich beidseitig noch durch eine Mauer abgetrennte Nebenspuren, vor allem beim Durchqueren von Städten. Wo die Straße durch Orte führt, mussten diese radikal weichen. Häuser wurden brutal abgerissen, manchmal halbiert.



Inzwischen aber sind die meisten dieser Wunden vernarbt und man hat sich arrangiert. Eine Kirche, die halbiert wurde, kommentierte Jayapaul einst so: „Die war sowieso nie voll. Nun aber kann die Gemeinde stolz sein, sonntags eine volle Kirche zu haben!“ Vielleicht sollte man das bei uns auch mal machen ...

Es ist wenig Verkehr. Nur einige LKW, wenig PKW. Manchmal ein Motorrad oder auch ein Bullenwagen. Letztere können auch schon mal entgegen kommen. No problem! Verkehrspolizei sehen wir nicht auf dieser mautpflichtigen Schnellstraße. Die Landschaft beidseitig ist sehr schön. Zum Teil schroffe Berge mit aufgetürmten Felsen am Horizont bilden ein weites Tal. Bis an die Hänge reichen Kokospflanzungen, Bananenpflanzungen, jetzt trockene Reisfelder und Zuckerrohrfelder. Zwischendurch Brachland, auf dem Tiere weiden. Immer wieder sieht man Tempel, romantisch zwischen Kokospalmen gelegen oder auch Kirchen, vor allem in den Orten. An manchen der Berge sieht man ein großes weißes Kreuz auf Felsen gemalt. Bei Jorlapeta verlassen wir den Highway, etwa 150 km vor Bangalore, und fahren auf die Yelligiris zu. Hier liegt unser indischer Paradiesgarten - das Zentrum der Shalom-Foundation.



# Mittagspause im Monsun

Wie der Regen zum Erlebnis wird.

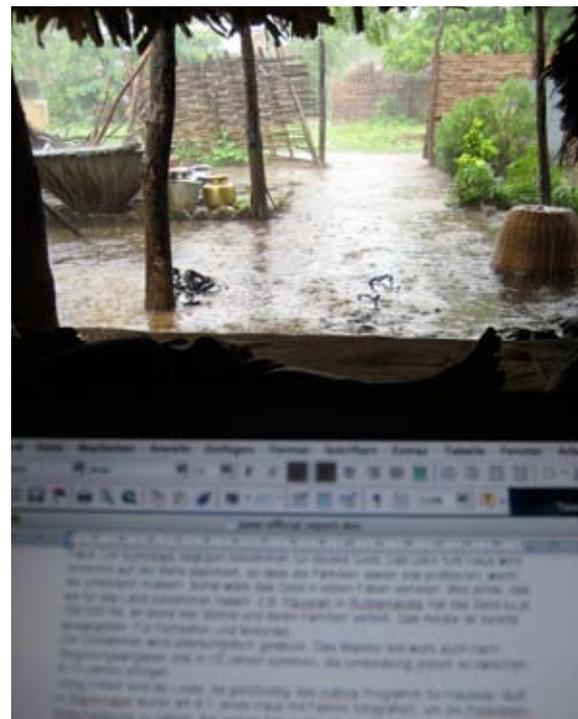
Was es zum Mittag gibt, muss nicht erwähnt werden. Ein typisches Festessen im Dorf, also Chicken. Wir sitzen in der geräumigen Pfarrhütte vor einer Klimaanlage in der Größe eines Kühlschranks. Daneben ein CD-Player und wieder daneben ein Fernseher. Voll ausgestattet! Auf dem Boden liegen zwei leere Flachmänner. Ich nehme an, da war etwas Hartes drin und hoffe, dass niemand im Pfarrhaus mit dem Alkohol ein Problem hat. Er ist in der GSELC geächtet. Und das mit gutem Grund, denn viele der so oft arbeitslosen Kulis ertränken ihren Kummer im Toddy, dem aus dem Saft der Palmen gebrannten Schnaps.

Ich würde gerne schlafen wie meine Brüder N. Daniel und Gabriel, die gemeinsam auf einer Pritsche unter dem Ventilator liegen. Doch es ist sehr heiß und schwül und dauernd blökt, brummt und hustet eine Kuh oder ein Kalb. Ööh. Oder Määh? Es könnte auch ein dickes Schaf sein. Jedenfalls scheint es direkt hinter der Hütte zu stehen. Trotz allem, diese Dörfer liebe ich. Die Menschen sind aufgeschlossen und lachen gerne. Sofort reagieren sie, zeigt man ein Lächeln. Die Christen freuen sich riesig auf meinen Besuch. Auch wenn sie sich manchmal darum reißen, sich von mir als Weißen segnen zu lassen, werden sie niemals unterwürfig. Sie dienen und bedienen wie freie Menschen und geben von dem, was sie haben. Und die Landschaft: Jetzt zumeist brach liegende Reisfelder, gesäumt von den schlanken Palmern. Hellbraune und fast weiße Rinder grasen und bewegen sich dabei alle in eine Richtung. Ein Hahn kräht und das Kalb ist offenbar eingeschlafen. Vor manchen Hütten sitzen Leute. Die Kinder der Schule spielen überall im Umfeld der Unterrichtsgebäude und sofort beim „Klingeln“ sind sie wieder in ihren Klassenräumen. Die Hütte in der wir gerade gegessen haben,

mit den Fingern selbstverständlich, und in der wir jetzt ausruhen, ist richtig groß. Ich schätze, sie ist 10 m im Quadrat, eine traditionelle Hütte mit Balkengerüst. Etwa in der Mitte ist sie durch eine Bambuswand in zwei Räume aufgeteilt. Es ist luftig und gleichzeitig regenfest. Und hat elektrischen Strom ... manchmal.

Bis wieder einmal der Monsunregen kommt. Irgendwie hat sich das Geschrei der spielenden Kinder verändert, ist hektischer geworden. Dazu rauscht es und reißt an den Blättern des Palmendaches. Sturm. Die Palmern werden hin und her geworfen, ohne jeden Rhythmus. Starke Böen peitschen durchs Dorf und treiben trockene Palmwedel über die lehmige Dorfstraße. Und dann schütet es wieder einmal. Das leise Schnarchen meiner Begleiter ist kaum noch zu hören als der Regen über uns hinweg geht. Gegenüber der Straße toben einige Jungen, rennen immer wieder vom schützenden Dach in den strömenden Regen hinaus. Welche Freude! Ein Stapel Schulhefte steht am Rand der wandlosen Küchenhütte nebenan und ist ernsthaft vom Wasser bedroht. Schnell wird der Stuhl mit den Heften in die Mitte des Daches geschoben. Auf dem Hof sammelt sich das Wasser und kann nicht abfließen. Eine riesige Pfütze direkt vor der Pforte im Bambuszaun macht das Grundstück zur Wasserburg. Die Tropfen klatschen auf diesen See und kleine Fontänen bilden gemeinsam einen Schleier von Wasserdunst. Der Wind peitscht auch manchen Tropfen in die Hütte hinein, und an einer Stelle tropft es vom Dach. Der Strom kommt und geht. Und dann ist alles so plötzlich vorbei, wie es begonnen hat. Der Hahn kräht wieder, eine Henne gluckt und Küken piepsen unter dem schützenden Bambuskorb. Noch ein paar Tropfen, wie ein warmer, sanfter Sommerregen und Gottes Segen ist ausgeteilt, Tropfen

für Tropfen. Die Gastgeberin bringt heißen, süßen Tee. Ein Junge hockt lautlos hinter mir und bestaunt die Buchstaben, die auf dem Monitor entstehen. Wie vorher. Nur das Kalb oder Schaf hat Ruhe gegeben. Hoffentlich ist es nicht ertrunken.





# am Brunnen

Murmuru, ein Ort zum Leben

Dieser Brunnen im kleinen Dörfchen Murmuru ist sehr groß. Ein etwa vier Meter hoher, runder Tank, weiß getüncht. Zwei ausgeblüchene Plakate für irgendeine politische Veranstaltung könnten dem Tank auch eine Zukunft als Litfasssäule eröffnen. Oberhalb des breiter werdenden Sockels ragen zwei dünne Rohre mit Wasserhähnen heraus. Jetzt, am Morgen, läuft das kostbare Nass ständig in Eimer und Töpfe. Es herrscht Hochbetrieb. Drahtige Männer kommen mit runden Krügen, die in Seilen an einer Bambuslatte hängen, gleich einer Waage. Mit wippendem Schritt gehen die Männer schnell davon und bringen das frische Wasser für einen heißen Tag nach Hause. Ein Mann in blauem Hemd und Lunghi in gleicher Farbe gekleidet, schleppt zwei Eimer davon. Einer mit Wuschelkopf sitzt am Rand des gemauerten Auffangbeckens und kaut auf einem Zweig. Er putzt sich die Zähne. Viele tragen den Lunghi, eine Art Wickelrock, der jetzt am Morgen wegen der besseren Beinfreiheit hochgeschlagen ist. Manche haben kurze Hosen an, obwohl das sonst nur kleineren Jungs vorbehalten ist. Von der Hütte nebenan kommt ein hübsches Mädchen mit langem, zu einem Zopf geflochtenen Haar und einem hellroten Pundjabi und füllt ihren bauchigen Krug. Sie bringt ihn ins Haus, füllt einen großen Wasserbehälter aus Stein und ist im nächsten Moment wieder da. Als sie mich sieht, winkt und lächelt sie. Sie war gestern im Abendgebet. Frauen in Nachthemden kommen zum Brunnen, andere tragen abgewetzte Saris. Ein vielleicht zwölf Jahre altes Mädchen in blauer Bluse und rotem Rock bringt einen golden glänzenden Krug und schleppt ihn über ein gerade gepflügeltes Feld zu ihrem Haus, natürlich barfuss. An den Fußgelenken klingeln kleine silberne Kettchen. Auch sie geht viele, viele Male den gleichen Weg. Einige der Frauen tragen die Krüge auf dem Kopf davon, andere auf der Schulter. Beides sieht graziös aus, ist aber bei etwa zehn Litern je Gefäß eine richtige Knochenarbeit.

Eine alte Frau schafft es nicht, ihren Krug auf die Schulter zu heben. Ein Mädchen hilft ihr. Die Krüge hier sind vor allem aus silbernem Blech. Offenbar konnten sich die bunten Plastikkrüge, die vor einigen Jahren einen Boom erlebten, nicht durchsetzen. Das Wasser fließt ständig, die Gefäße füllen sich schnell. Trotzdem bleibt viel Zeit am Brunnen. Keine Eile. Man klönt und unterhält sich, lacht und diskutiert, solange man warten muss. Immer schön der Reihe nach. Ein Kalb ist direkt neben dem Brunnen angebunden und wird nun mit Blättern gefüttert. Ein Gespann Ochsen zieht an mir vorbei, den Bauern mit zwanzig Metern Abstand im Gefolge. So als wüssten die Tiere, welches Feld es heute zu bestellen gilt. Ein kleiner Junge bringt Milchflaschen in die Häuser, ein unverzichtbarer Teil des köstlichen Tees am Morgen.

Gen Südosten begrenzt eine Bergkette den Blick, davor erstreckt sich das weite Tal der Godavari. An einigen Stellen schimmern die Sandbänke des Flusses zwischen den grünen Plantagen, Reisfeldern und Büschen hindurch. Das Wasser dieses Brunnens bedeutet Leben. Da hat der Staat mit seinen Wasserprogrammen in den letzten zwei Jahrzehnten wirklich Großes geleistet. Die meisten Dörfer sind mit Bohrbrunnen, Tanks oder Wasserleitungen ausgestattet. Das nächste Projekt im Zusammenhang mit Wasser wird diesen Brunnen hier allerdings, wie jene in hunderten anderen Dörfern jedoch überflüssig machen. Wenn der Stausee kommt, werden hier Fische schwimmen. Doch noch ist der Brunnen das wichtigste Zentrum des Dorfes. Im Tagesverlauf werden sich hier immer wieder Leute treffen, die ihre Arbeit machen und dabei miteinander reden und lachen. Frauen und Mädchen werden Kleidung waschen und die Wäsche dabei unzählige Male auf dem glatten Beton des Auffangringes um den Brunnen herum ausschlagen. Mütter werden ihre Kinder von Kopf bis Fuß einseifen und sauber schrubben. Viele der Kleinen werden dagegen protestieren. Männer werden sich hier nach getaner Feldarbeit gründlich waschen. Alte setzen sich gegenüber dem Brunnen auf die Holzstapel, sehen dem Treiben einfach nur zu und kommentieren das Leben. Und Kinder werden sich köstlich amüsieren, wenn sie sich gegenseitig nass spritzen. Ein Ort zum Leben.

Als mein Fahrer sein weißes Auto am Brunnen vorfährt und es zu waschen beginnt, prallen die Welten aufeinander. Es sammelt sich eine Traube von Neugierigen, vor allem Männer. So ein Auto, das ist wie ein nicht erreichbarer Stern. Und so ist unser Fahrer auch bald allein mit seinem Schatz. Die Leute verlieren das Interesse am Auto. Für den Brunnen aber werden sie sich immer interessieren, solange dieses Dorf noch steht.



# rein oder sauber?

## Hygiene mal anders



Ich habe „geduscht“, ein schönes Gefühl. Auf offenem Feuer wird Wasser heiß gemacht und in einem Eimer gebracht. Dazu ein Topf kaltes Wasser und schon ist die Duschmischung fertig. Hinter dem Haus gibt es ein etwa 1,5 x 1,5 m großen Verschlag, der etwa 1,60 m hoch ist. Die Wände sind aus Palmblättern, befestigt an Stangen. An einer Seite gibt es einen Eingang, der mit einem Sack verschließbar ist. Auf dem Boden liegt ein flacher Stein, manchmal gibt es auch eine Betonplatte auf die man sich stellen kann. Und nun ist das „Duschen“ kein Problem. Mit einem kleinen Schöpfgefäß gieße ich mir Wasser über Kopf und Körper und wasche mich gründlich. Meine Sachen deponiere ich irgendwo über der Blätterbrüstung, meine Sandalen hänge ich an einen der Pfosten.

Solche Waschräume gibt es in den meisten Hofstellen. Allerdings werden sie zumeist nur von den Frauen benutzt. Viele der Männer stellen sich schlicht im Lunghi auf einen Stein und seifen sich komplett ein. Unterhose und Lunghi bleiben am Körper und werden nach dem Abduschen einfach gewechselt. Auch beim Baden im Fluss tragen Männer zumindest die Untersachen. Die Frauen baden im Sari. Shampoo wird ausreichend



eingesetzt und auf die Belastung der Umwelt in der Regel nicht geachtet.

Insgesamt sind es meistens „Katzenwäschen“, die wir und auch die Inder machen. Mal kurz durch das Gesicht, etwas Seife, symbolisch Wasser, fertig. Wasser ist Leben. Wasser reinigt. Oft wird es daher schon als reinigend eingeschätzt, weil es nass ist. Rein, aber nicht sauber. Gefühlt, aber nicht parentief.

Inzwischen gibt es immer mehr Zahnbürsten, abgenutzt und mit dünnen Borsten. Die meisten der Leute putzen sich die Zähne mit Ästen des Niem-Baumes, der medizinische Wirkung hat. Und strahlend weiß sind sie, die meisten Zähne!

Und wenn man mal muß? Ganz einfach. Irgendwo unterwegs, zwischen zwei Dörfern zeigt mir der Fahrer seinen kleinen, abgepreizten Finger. Ich verstehe nicht. Stindefinger auf indisch? Keineswegs und doch gewissermaßen. „Ich muss Pipi!“, so könnte man das Zeichen übersetzen. Ein Busch muss her, oder mehrere...

Toilette in den Dörfern entlang des Flusses ist die freie Natur. Unhygienisch? Sicher nicht so sehr wie die meistens schlecht gereinigten Toiletten in Restaurants, Privathäusern und anderswo. Toilettenpapier wird hier draußen nicht benutzt. Die Linke dient der

Reinigung. Man benutzt Wasser. Wenn die Leute ihren Toilettengang antreten, vor allem am frühen Morgen, macht es den Eindruck, sie genießen es. Mit meditativem Schritt, ein Wassergefäß in der Hand, geht es in die Büsche. Männer links, Frauen rechts. Oder umgekehrt. Für uns als Besucher kann die Benutzung des richtigen Toilettenbereiches manchmal auch schwierig werden. Vor allem nachts, wenn man mit Taschenlampe und sozusagen „Schiß“ unterwegs ist. Ein unheimliches Gefühl in fremdem Dschungel ... Ganz anders am Morgen und bei Tageslicht! Da kann so ein Klogang wunderbar entspannend sein. Ankommen. Durchatmen. Es kommen lassen. Da sitzen, vor sich auf ein friedliches Tal mit Palmen blicken... Solche Aussicht inclusive meditativem Hygienebereich wird in keinem Luxushotel dieser Welt geboten!



# TAGUNGEN TERMINE TIPPS

## Informationsadresse für alle Veranstaltungen

FMD-Büro, Wriedeler Str. 14, 29582 Hanstedt I  
Tel 05822-6001 Fax 05822-6002 und unter  
www.fmd-online.de

Erleben Kreativ Praxis Glauben

### ■ Angebote des FMD

Der FMD bietet diverse Tagungen und Seminare für alle Altersgruppen an. Bitte fordern Sie den Jahresprospekt an.

Die viermal jährlich erscheinenden FMD-impulse bekommen Sie, wenn Sie mindestens 15 € jährlich überweisen.

### ■ Studienreise nach Indien

Sie können Vieles von dem hier Beschriebenen selbst erleben, wenn Sie an einer der Studienreisen des FMD teilnehmen. Bitte fordern Sie informieren Sie sich über die nächste Gelegenheit.

### ■ Kontakt FMD-Büro:

Bürozeiten:

Montag, Dienstag, Donnerstag  
und Freitag jeweils 9.00 - 12.30 Uhr

Telefon 05822-6001, Fax 05822-6002

E-Mail: [fmd-buero@t-online.de](mailto:fmd-buero@t-online.de)

Homepage: [www.fmd-online.de](http://www.fmd-online.de)

### ■ Missionarisches Zentrum Hanstedt I

Der FMD betreibt in Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern ein Tagungshaus in der Lüneburger Heide. Sie können mit Gruppen jeder Art dorthin kommen und bekommen diverse Unterstützung für die Durchführung Ihres Programmes.

### ■ Freiwilliges soziales Jahr

Im Missionarischen Zentrum Hanstedt können junge Erwachsene ab 18 Jahren ein FSJ machen und dies auch an Stelle des Zivildienstes. Die „Hausgemeinde“ lebt und arbeitet zusammen, feiert regelmäßige Andachten in der Kirche und wird von hauptamtlich Mitarbeitenden begleitet.

### ■ Informationsmaterial über Indien

Im FMD-Büro bekommen Sie diverse Informationen über die Partnerkirche GSELC. Sie können Flyer über das Teachers for Tribal-Programm abrufen, ein Video und Tonkassetten erwerben oder auch einen unserer Informationsstände für eine Veranstaltung ausleihen.

### ■ Informationsbesuch

Wenn terminlich möglich, kommt gerne jemand in Ihre Gemeinde und informiert über die Partnerschaft mit der GSELC. Wir gehen davon aus, dass Sie die Fahrtkosten übernehmen und um weitere Spenden werben.

### ■ Wie Sie helfen können

Es gibt viele Formen der Unterstützung und wenn Sie möchten, werden Sie Ihre Weise sicher finden.

Bitte beten Sie für die indischen Partner. Aktuelle Informationen finden Sie jeweils auf unserer Homepage.

Und geben Sie bitte weiter, was Sie durch Kontakte mit den indischen Christen für sich selbst empfangen haben. So werden Sie zu lebendigen Zeugen für Gottes Handeln.

Und natürlich helfen Sie, wenn Sie spenden: Regelmäßig oder punktuell, per Lastschrift oder mittels eines Dauerauftrages. Die Kosten für ein Kind im Teachers for Tribals Programm betragen monatlich ca. 25 €. Die Projekte werden intensiv begleitet und die Ausgaben kontrolliert. Sie bekommen selbstverständlich eine Spendenbescheinigung und Informationen.

### Herausgeber

Verein zur Förderung des Freundeskreis  
Missionarische Dienste e. V.

### Redaktionskreis

Hermann Brünjes

(verantwort. Tel. 05822-2829, [bruenjes@kirchliche-dienste.de](mailto:bruenjes@kirchliche-dienste.de))

Waltraud Leß

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die jeweiligen Autoren und Autorinnen verantwortlich.

### Layout und Satz

Karsten Binar, Hamburg

### Manuskript und Texte

Hermann Brünjes

### Fotos

Hermann Brünjes, Dieter Pintatis

### Druck

Glückstädter Werkstätten, Itzehoe

### Anschriften und Konten des FMD

FMD-Büro

Wriedeler Str. 14, 29582 Hanstedt I

Tel 05822-6001 · Fax 05822-6002

Homepage: [www.fmd-online.de](http://www.fmd-online.de)

E-Mail: [fmd-buero@t-online.de](mailto:fmd-buero@t-online.de)

### Erster Vorsitzender

Frank Jürgens

Osterberg 7, 21406 Melbeck

Tel 04134-907 699 · Fax 04134-907 6981

[FrJuergens@web.de](mailto:FrJuergens@web.de)

### Konto des FMD

Kto.-Nr. 4000 055

Sparkasse Uelzen, BLZ 258 501 10

### Konto Indien (GSELC)

Kto.-Nr. 4000 915

Sparkasse Uelzen, BLZ 258 501 10

### Missionarisches Zentrum Hanstedt

Wriedeler Str. 14, 29582 Hanstedt I

Tel 05822-5205 · Fax 05822-5206

[mz-hanstedt@t-online.de](mailto:mz-hanstedt@t-online.de)

Kto.-Nr. 4000 840

Sparkasse Uelzen, BLZ 258 501 10

### Bezugsbedingungen

Die FMD-Impulse bekommt, wer den Freundeskreis Missionarische Dienste mit einer jährlichen Spende von mindestens 15,00 € unterstützt.

FMD-Impulse werden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt (Altpapieranteil 80%).

Missionarische Dienste im Haus kirchlicher Dienste

 Missionarische  
Dienste

  
Haus kirchlicher Dienste  
der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

